



DER ERSTE KUSS

Wie die jüdische Gemeinde in Sarajevo Versöhnungsarbeit leistet

VON LIESELOTTE WENDL

Ich habe als Jude nur meine Religion« – Moris Albahari fühlt sich keiner Nationalität zugehörig. Der heute 68jährige wurde 1930 geboren – in einem Automobil auf dem Weg zwischen Sanski Most und Sarajevo. Doch das ist nicht der Grund dafür, daß er sich in gewisser Weise heimatlos fühlt. Er hat immer in Jugoslawien – im Gebiet des heutigen Bosnien – gelebt, war 25 Jahre lang Pilot und Flugingenieur, diente 15 Jahre der jugoslawischen Armee als Flieger und bildete später Piloten bei einer Airline aus. Daß er sein Judentum betont und sich keiner Nationalität im heutigen Bosnien-Herzegowina anschließen will, hängt mit der jüngsten Historie dieses Landes genauso zusammen wie mit der jahrhundertealten Geschichte der Juden in dieser Region.

Moris Albahari ist so etwas wie das lebendige Gedächtnis der nur noch 500 Menschen zählenden jüdischen Gemeinde von Sarajevo. Er kann davon erzählen, wie sich die sephardischen Juden, die Ende des 15. Jahrhunderts aus Spanien vertrieben wurden, im Osmanischen Reich niederließen, wie sie von Saloniki aus weiter nach Norden wanderten und irgendwann auch bis nach Bosnien kamen. Die spanischen Wurzeln sind heute nur noch bei wenigen alten Leuten lebendig; sie allein beherrschen noch das Ladino, eine Art altmodisches Spanisch. Moris Albahari hat

einige Liebeslieder auf Ladino aufgeschrieben. Auf einem kleinen Faltblatt sind sie neben der Übersetzung in die kroatische Sprache nachzulesen – ein Versuch, an die Wurzeln zu erinnern, die bei den jungen Leuten und den Kindern kaum noch jemand kennt.

Der alte Mann hat in Büchern nachgeforscht, wie die Juden in Sarajevo lebten: in einer Stadt, deren Geschichte – je nach Blickwinkel und politischem Interesse – noch immer zwischen dem Mythos des multikulturellen Zusammenlebens in totaler Harmonie und dem angeblich »uralten Haß« zwischen Nationalitäten und Religionen interpretiert wird. »Die Geschichte der Juden war auch in Sarajevo nicht immer gut«, sagt Albahari. Er fand heraus, daß sie im Osmanischen Reich etwa durch ihre Kenntnisse um besondere Heilwirkungen bestimmter Kräuter zu gern gesehenen Nachbarn wurden und doch den Herrschern des Landes nie als vollwertige Staatsbürger galten. Sie durften weder im Staatsdienst noch in der Armee dienen und keine eigenen Häuser besitzen.

Und Albahari kennt die Geschichte der Blütezeit unter der Habsburger Monarchie, als zu der rein sephardischen Gemeinschaft nun auch viele ashkenasische Juden stießen und die Mitglieder der jüdischen Gemeinde zum wirtschaftlichen Wohlstand der Stadt beitrugen. Noch 1941 gab es sieben Synagogen in der multikulturellen Stadt: sechs sephardische und eine ashkenasische. Menschen jüdischen Glaubens – etwa 13 500 Personen – machten fast ein

Viertel der Bevölkerung im damals noch kleinstädtischen Sarajevo aus. Der Zweite Weltkrieg machte dieser Blütezeit jüdischen Lebens in Sarajevo ein Ende. Tausende, nahezu 85 Prozent der gesamten Gemeinde, wurden in Konzentrationslagern ermordet. Moris Albahari hat Glück gehabt. Ein Ustascha-Offizier und früherer Lehrer holte ihn mit seiner Mutter aus einem Transportwaggon. Als Halbwüchsiger bei den Partisanen traf er ihn wieder, gefangen und verwundet. »Er starb in meinen Armen«, erinnert sich Albahari. Im Hof der katholischen Kirche von Bosanski Petrovac hat er seinen Retter begraben.

Im kommunistischen Jugoslawien dann, so weiß er aus eigener Erfahrung, stagnierte die jüdische Gemeinde in ihrer Zahl, konnte aber ihr Gemeindeleben unbehelligt fortsetzen. Nur ihre Wohlfahrtsorganisation, *La Benevolencia*, fiel unter das Verbot religiöser Organisationen. Als Kultur- und Hilfsorganisation für die eigene Gemeinde 1990 neu gegründet, bekam sie im 1992 beginnenden neuen Krieg schnell eine viel umfassendere Bedeutung.

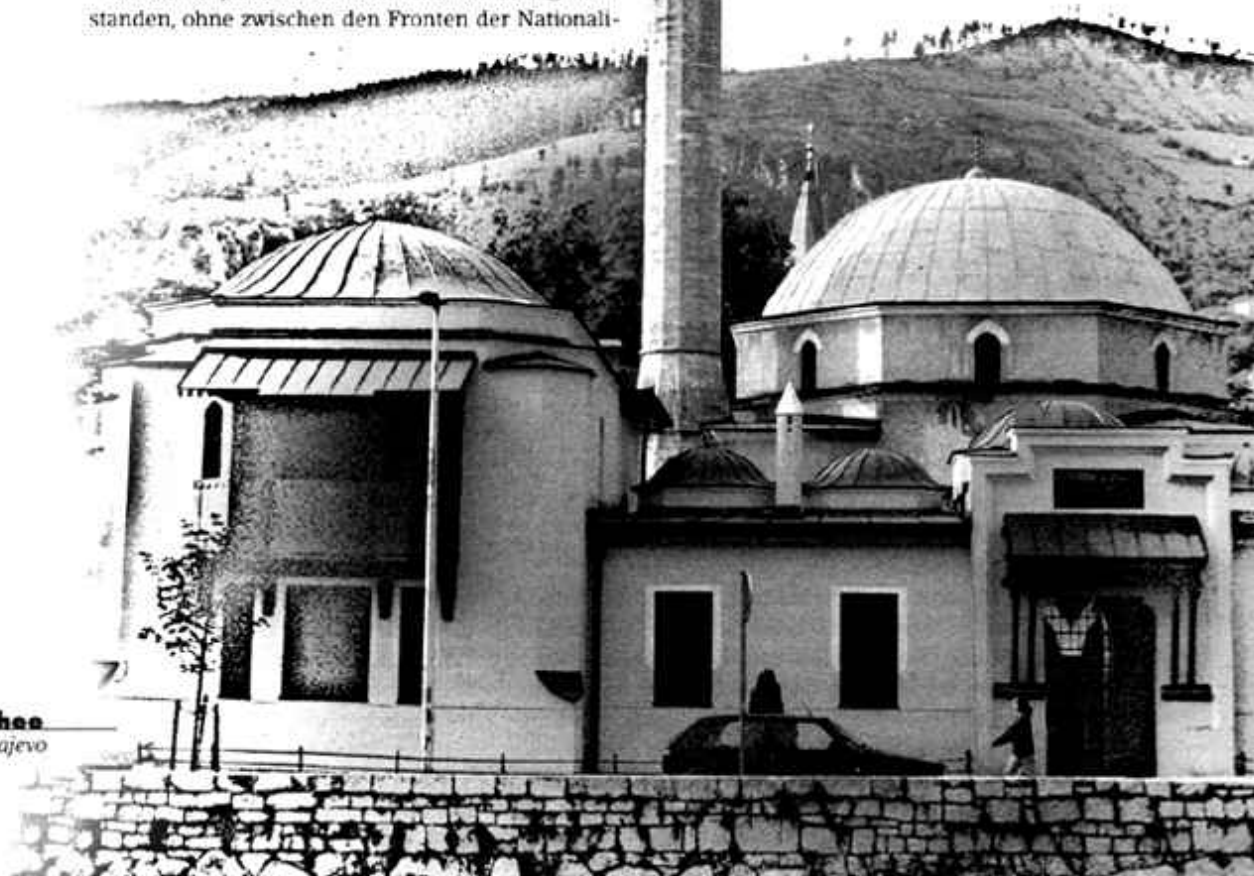
Nach den Verfolgungen durch deutsche Soldaten und die Ustascha-Republik zählte die Gemeinde nach dem Zweiten Weltkrieg nur noch 1700 Menschen. Die Gründung Israels brachte die Abwanderung von weiteren 500 Menschen. Doch mit dem Zerfall Jugoslawiens und dem neu aufkeimenden Nationalismus sah sich die jüdische Gemeinde dann unversehens wieder einem Mitgliederzuwachs gegenüber. Die Menschen, die aus leidvollen Erfahrungen heraus bislang nicht als Juden erkannt werden wollten, wollten nun auf keinen Fall in den nationalistischen Strudel hineingezogen werden und bekannten sich erneut zu ihrem Judentum. Und so stieg die Zahl der Gemeindeangehörigen um rund 300 Personen auf 1500 Mitglieder an.

Die kleine jüdische Gemeinde hat den Krieg überstanden, ohne zwischen den Fronten der Nationali-

täten und Religionen zerrieben zu werden. »Wir waren die einzige ethnische Gruppe in Jugoslawien, die keine Ambitionen hatte, an die Macht zu kommen oder die irgend etwas erobern wollte, und wir haben humanitäre Arbeit für alle Seiten geleistet«, erklärt Jakob Finci, Präsident der jüdischen Gemeinde und von *La Benevolencia*, diese Tatsache.

Und diese humanitäre Hilfe kann sich sehen lassen. Das erste war die Organisation von Konvois, mit denen Menschen aus der Stadt gebracht wurden, die sagten: »Wir haben nicht die Kraft, noch einmal einen Krieg zu überstehen.« Und so verlor die gerade neu angewachsene jüdische Gemeinde wieder 1000 ihrer Mitglieder. Die Mitglieder der Frauengruppe *La Bohoreta* organisierten die Ausreisepapiere und Genehmigungen – und zwar nicht nur für die eigene Gemeinde. Mit den 1000 jüdischen Menschen verließen 1500 Personen aus anderen ethnischen Gruppen in den Konvois die Stadt.

Die, die blieben, konzentrierten sich auf das Notwendige. Schon im Vorfeld des Krieges legte *La Benevolencia* vorsorglich ein Medikamentenlager an, das sich als wahrer Segen erwies, als der Krieg erst einmal begonnen hatte. »Die ganze Stadt wurde sozusagen von innen ausgeplündert«, erinnert sich Jakob Finci. Allein die Buchhandlungen wurden verschont, doch nur vorläufig. Schon im ersten Kriegswinter merkten die Menschen, daß Bücher gut zum Heizen sind, und so verlor die Stadt innerhalb kurzer Zeit große Teile ihres gedruckten geistigen Reichtums. Das ist übrigens noch heute spürbar. Die einzigen Bücher, die in den wenigen Buchhandlungen zu kaufen sind, sind Lehr- und Schulbücher. Literatur, Belletristik, Unterhaltendes sind allenfalls bei den fliegenden Händlern zu finden: gebraucht aus Privathaushalten, die so ihr karges Einkommen aufbessern.



Moschee
in Sarajevo

Aus dem Medikamentenlager für die eigene Gemeinde wurde schnell eine Lebensnotwendigkeit für das Überleben Tausender anderer Menschen in der Stadt. Ein Laden in der Nachbarschaft der Synagoge wurde zur Apotheke, und schon bald richtete man eine weitere auf der anderen Flußseite der Miljacka ein – denn die Überquerung der Brücken war zu riskant, gaben sie doch die beste Zielscheibe für Heckenschützen und Soldaten beider Seiten ab. Die Einrichtung einer dritten Apotheke im Stadtteil Dobrinja bringt Jakob Finci noch heute zum Schmunzeln. Sie entstand auf Anregung eines befreundeten Arztes, der dann auch als Geschäftsführer fungierte. Dieser Arzt war Palästinenser. Und so gab es mitten im Krieg in Sarajevo die vermutlich einzige jüdische Apotheke der Welt, die von einem Palästinenser geleitet wurde. Diese drei Apotheken deckten zeitweise 40 Prozent des gesamten Medikamentenbedarfs der Stadt.

Schon bald nach Kriegsbeginn, als die internationalen Hilfsorganisationen begannen, Nahrungsmittel in die umkämpfte Stadt zu bringen, entstand ein weiteres von La Benevolencija initiiertes Projekt. Haltbare Lebensmittel von hohem Nährwert wie Nudeln, Reis und Bohnen brauchen lange Kochzeiten und damit viel Energie. Doch diese – ob in Form von Gas, Strom oder Brennholz – war Mangelware. Die jüdische Gemeinde nutzte ihren Generator, um eine Gemeinschaftsküche einzurichten, die täglich für etwa 350 Leute kochte. Auch hier war nur ein Teil – etwa 80 Essen – für die eigene Gemeinde bestimmt.

Diese Küche arbeitet noch heute. Viele Menschen kommen in den jüdischen Gemeindesaal, um dort eine bescheidene Mahlzeit zu sich zu nehmen – etwa Nudeln mit Tomatensoße. Andere nehmen eine oder mehrere Mahlzeiten in einem kleinen weißen Plastikeimer mit nach Hause. Denn das Überleben ist auch nach dem Krieg schwierig. Laura Papo-Ostrijić, der Präsidentin der Frauenorganisation La Bohoreta zum Beispiel, reicht ihre Rente gerade für die Miete und die festen Kosten. Mit ihrer Arbeit in der jüdischen Gemeinde kann sie ihr humanitäres Engagement mit einem kleinen Einkommen verbinden. Sie betreut alte Menschen, die ihre Wohnungen nicht mehr verlassen können oder anderweitig Hilfe brauchen. Dafür erhält sie eine Vergütung von etwa 200 Mark.

Auch diese Altenhilfe rührt aus dem Krieg her. Damals besuchten Frauen von La Bohoreta alte Menschen, die in den Hochhäusern an der Frontlinie im 18. Stockwerk unter Beschuß ausharrten. Ohne Strom und damit ohne Lift waren etliche nicht in der Lage, ihre Wohnungen zu verlassen, sie drohten zu verhungern. Hinweise auf bedürftige Menschen kamen von Nachbarn, die sich nach Kräften um die alten Leute kümmerten, die aber selbst nicht genug hatten, um satt zu werden. Mit einer ersten Notration – einem Fünf-Liter-Kanister mit Wasser, Grundmedikamenten, Brennmaterial und Essen aus der Gemeinschaftsküche – haben die Frauen von La Bohoreta manch einem alten Menschen das Leben gerettet.

Aus dieser ersten Nothilfe ist ein umfangreiches Altenprojekt von La Benevolencija entstanden. 1994 wurde es mit Hilfe verschiedener Sponsoren als bezahltes Projekt



Moris Albahari

etabliert. Heute betreuen 52 Frauen – auch sie unterschiedlicher Religion und Nationalität – 670 alte Menschen in Sarajevo. Mehr als die Hälfte der Betreuten ist immobil, viele haben keine Angehörigen in Sarajevo, sie sind darauf angewiesen, daß die Frauen für sie einkaufen, die Wohnung reinigen, ihnen beim Baden helfen.

Zum Beispiel Arifa Cicic: Die 90jährige Muslimin lebt von 109 Mark Rente. Davon gehen allein 70 Mark an Miete für ihre kleine Einzimmerwohnung weg. An kühlen Tagen heizt ein elektrischer Lüfter notdürftig. Im Winter feuert sie einen kleinen Holzofen an, für den neben der Eingangstür schon ein Stapel Brennholz bereitliegt. Ein Bett, ein Küchenbüffet mit Geschirr und eine durch einen Vorhang abgeteilte Abstellkammer – die bescheidene Einrichtung ist überall durch bestückte Deckchen und Tücher verschönt. Sie sind eine Erinnerung an bessere Zeiten. »Ich stamme aus einer guten Familie, ich mußte niemals arbeiten gehen«, erzählt die alte Frau stolz. Heute trennt sie schon einmal eine Kreuzsticharbeit auf und stickt sie von neuem, damit ihre Hände etwas zu tun haben und die Zeit schneller vergeht. Seit sie das Haus nicht mehr verlassen kann, fühlt sie sich sehr einsam. Den täglichen Besuch ihrer Betreuerin aus dem Altenprojekt der jüdischen Gemeinde nennt sie ihren »täglichen Lichtblick«.

Als man sie damals im Krieg in ihrer Wohnung aufsuchte, nachdem eine Nachbarin die jüdische Gemeinde informiert hatte, war ihr Gesundheitszustand besorgniserregend. In ihrer Wohnung war das Wasser gefroren, das sie in Eimern gesammelt hatte, sie hatte nichts zu essen. Noch heute zittert sie, wenn sie davon erzählt, wie die Granaten direkt neben ihrem Fenster einschlugen. Hunger,

Angst und Eiseskälte: »Es war schlimmer als der Zweite Weltkrieg«, erinnert sie sich.

Arifa Cicic lebt im zweiten Stock eines Hochhauses am Ufer der Miljacka. Dort verlief die Frontlinie, und das sieht man dem Haus an. Zwischen ausgebrannten und zerschossenen Stockwerken flattert Wäsche auf notdürftig geflickten Balkonen: die Menschen richten sich so gut es geht ein in dieser zerstörten Stadt.

Auch das Ehepaar Zubcevic lebt unter prekären Bedingungen. Mit gespendeten mühsam eingepaßten Fenstern vom Caritasverband wurde wenigstens die Küche ihrer Zweizimmerwohnung wieder bewohnbar gemacht. Fikret Zubcevic, nach einem dritten Schlaganfall stark behindert, und seine Frau sitzen vor der Flamme des Gaskochers und wärmen sich die Hände. Hiba Zubcevic hat nur noch ein Bein, nachdem sie während des Kriegs an einer Brücke



Arifa Cicic mit Suda Papo (links, Projektmanagerin der jüdischen Gemeinde)



Ehepaar Zubcevic

unter Beschuß geriet: »Drei Tage lag ich in meinem Blut, bis mich jemand holen konnte. Das Bein war nicht mehr zu retten.« Ohne die Betreuung durch die Altenhilfe der jüdischen Gemeinde wären die beiden Muslime ohne jede Hilfe. Ihre Tochter ist während des Krieges mit Mann und Sohn nach Australien geflüchtet. Die Eltern sind glücklich, daß sie ihr Enkelkind wenigstens auf Fotos sehen können, die die Tochter regelmäßig schickt.

Auch Anica Seca ist glücklich, wenn wieder einmal ein Brief ihrer 20jährigen Enkelin aus Norwegen kommt. Sie wohnt in einem Haus, das noch etwas von der einstigen Vornehmheit erahnen läßt: Ein geschwungenes Treppenhaus, jetzt allerdings zerschossen und heruntergekommen, und großzügige Balkone, auf denen nun statt Grünpflanzen und Gartenmöbeln Brennholz für den nächsten Winter gelagert ist. Die 74jährige hat eine bewegte Geschichte hinter sich, die sie gern und wortreich erzählt. Bisweilen wird sie von dem heftigen Zittern unterbrochen, das ihre Parkinson-Krankheit mit sich bringt.

Den ganzen Krieg über hat die Kroat in ihrer Wohnung ausgeharrt. In ihrer Wohnung gab es Wasser, das sie mit den Mitbewohnern des Hauses teilte. Für die geflohenen Nachbarn half sie nach Kräften mit, deren leerstehende Wohnungen zu bewachen. Ihr Mann, der Serbe war, flüchtete nach Serbien. Sie hat ihn nie wiedergesehen. Bevor er zurückkehren konnte, starb er.

»Dieser Krieg war schlimmer als der Zweite Weltkrieg«, schaudert sie bei der Erinnerung an die eiskalten Tage der Kriegswinter. »Damals haben wir unsere Grenzen gegen einen äußeren Feind verteidigt«, sagt die frühere Partisanin. Doch diesmal sei es darum gegangen, in der direkten Konfrontation die Häuser zu verteidigen gegen einstige Landsleute.

Auf ihre Zeit bei den Partisanen – »ich habe dort niemals eine Waffe getragen« – ist Anica Seca ebenso stolz wie auf ihre spätere Berufstätigkeit als Laborantin in einem Speziallabor für Kinderkrankheiten. Die Geschichte von drei gefangenen deutschen Offizieren, die sie vor dem Standgericht bewahrte, erzählt sie gezielt den deutschen Besuchern. Von ihnen erwartet sie, daß sie ihren Einfluß bei Hilfsorganisationen geltend machen, damit mehr Medikamentenhilfe nach Bosnien kommt. Und sie hofft natürlich auch darauf, daß sie dann ein bestimmtes Mittel regelmäßig bekommt, das ihr die Schmerzen nimmt und den Alltag erleichtert.

Ein so umfangreiches Projekt wie die Altenhilfe für 670 Menschen bedarf einer guten Koordination. Suada Papo ist die Projektmanagerin der jü-

dischen Gemeinde. Die Muslimin organisiert die Arbeitseinsätze der Frauen des Altenprojekts, kümmert sich auch um die Koordination der medizinischen Betreuung, die von zwei Ärzten und drei Krankenschwestern sichergestellt wird. Mit ihnen zusammen hat sie eine Prioritätenliste erstellt, nach der die chronisch Kranken mindestens alle zwei Wochen von einem Arzt besucht werden. Bei Akutfällen veranlaßt sie die sofortige ärztliche Hilfe. Sie hält den ständigen Kontakt zum Sozialamt und anderen Behörden, damit diese eingeschaltet werden können, wenn La Benevolencija mit der Betreuung einer Person überfordert ist. Suada Papo sorgt auch für die notwendigen Fortbildungen der Betreuerinnen, organisiert ihren monatlichen Erfahrungsaustausch und fungiert gleichzeitig als »Fund Raiser« bei ausländischen Hilfsorganisationen.

Das Altenprojekt etwa wird von Auslandsfilialen von La Benevolencija in Deutschland, den Niederlanden und der Schweiz, aus Großbritannien und von der Organisation HELP aus Deutschland finanziert. Geld kommt auch von dem Spekulanten und Sponsor George Soros.

Ebenso wichtig ist Suada Papo die Anbindung des Projekts an die jüdische Gemeinde und deren an-

dere Aktivitäten. Die ab und zu veranstalteten Altennachmittage etwa sind eine gute Möglichkeit, den Kontakt zwischen Kindern und Jugendlichen und den noch mobilen Betreuten herzustellen. »Den Kindern vermitteln wir so Achtung vor den alten Menschen, und diese freuen sich über den Kontakt zur Jugend, wenn sie schon ihre eigenen Enkel nur von Fotos kennen.«

Suada Papo ist die organisatorische Seele der verschiedenen Projekte in der jüdischen Gemeinde. Sie läßt sich auch nicht aus der Ruhe bringen, wenn etwa eine deutsche Hilfsorganisation tausend Paar fabrikneue Turnschuhe zu verschenken hat. Sie organisiert Lagerraum, Transport und Verteilung ebenso umsichtig, wie sie Hilfsgelder und Sponsoren aufzut, die etwa den Jugendclub der jüdischen Gemeinde unterstützen, der ihr besonders am Herzen liegt.

Zunächst war 1995 eine Sonntagsschule entstanden, in der die neu in die Gemeinde gekommenen Kinder etwas über jüdisches Leben lernen und gleichzeitig einen Treffpunkt haben sollten. Zu der Zeit war Sarajevo noch ohne Strom. In der jüdischen Gemeinde gab es einen Generator und damit einen warmen Raum, die Kinder konnten manchmal fernsehen oder bekamen Süßigkeiten und konnten andere Kinder treffen. Und so brachten schon nach zwei Wochen die jüdischen Kinder ihre Freundinnen und Freunde mit, mit denen sie während des Kriegs in irgendwelchen Unterschlüpfen Schutz gesucht hatten. Seit anderthalb Jahren nun gibt es einen weiteren Jugendclub – Klub Mladih Prijatelji –, der sich zweimal pro Woche trifft.

Kinder, die als Flüchtlinge mit ihren Eltern in Deutschland, Italien, Spanien, England oder Norwegen lebten, treffen sich dort mit anderen, die den Krieg in Sarajevo durchstehen mußten. Vorbehalte, die unter Erwachsenen oft zu Spannungen führen – »ihr habt im Ausland gut gelebt, während wir hier im Krieg leiden mußten« –, kennen die Acht- bis 14jährigen nicht. Doch das Vertrauen untereinander und auch zu den Betreuerinnen mußte erst



Anica Seca (links, mit ihrer Betreuerin)

Synagoge
(innen völlig zerstört)



wachsen, erzählt die Psychologin und Pädagogin Gizela Mirkovic: »Wir wollten im kleinen eine Atmosphäre schaffen, wie sie in Sarajevo vor dem Krieg herrschte und wie wir sie uns für die Zukunft wünschen«, sagt sie. Schritt für Schritt bauten die Betreuerinnen ein Vertrauensverhältnis zu den Kindern auf. Und so lernten die inzwischen 30 Kinder das, was sie bewegte, in Texten, Bildern und Musik auszudrücken.

Wie offen die Kinder untereinander und gegenüber den Erwachsenen sind, präsentieren sie auch gegenüber Besuchern. Sie führen einen Sketch auf, in dem das Thema »erste Liebe« dargestellt wird. Selbstbewußt tritt die 14jährige Selma als Arzt auf, zu dem eine gestreßte Mutter ihre halbwüchsige Tochter bringt. Zerstreuung und schlechte schulische Leistungen, so wird die Mutter beruhigt, seien nicht auf ein körperliches Leiden zurückzuführen. »Sie ist einfach verliebt«, lautet die Diagnose, und unter dem Gelächter der anderen empfiehlt der »Arzt«, mit dem Heilmittel, dem ersten Kuß, dennoch lieber noch etwas zu warten.

Besonders stolz sind die Kinder auf eine Ausstellung, die sie im Juni 1998 in Sarajevo gestalteten. In einer neu eröffneten Galerie *Novi Hram* (neuer Tempel), einer der früheren Synagogen der Stadt, zeigten sie Bilder und Plastiken, selbstverfaßte Gedichte und führten kleine Theaterstücke auf. Das große öffentliche Interesse – zur Eröffnung kamen der niederländische Kulturattaché und die Frau der US-amerikanischen Botschafters – hat sie stolz gemacht und ihr Selbstbewußtsein gestärkt. Daß die Kinder überhaupt ihre Bilder malen, ihre Kunst-

werke basteln und ausstellen konnten, verdanken sie auch der Hilfe aus Deutschland. Mit 20 000 Mark hat das *Diakonische Werk in Hessen und Nassau* den Club der jungen Freunde unterstützt. Papier und Buntstifte, Karton und Leimtöpfe sind hier zu Hilfsmitteln der Versöhnung geworden. »Wenn wir nicht bei den Kindern anfangen, die noch nicht durch Nationalismus verdorben sind, wo sonst?« fragt Jakob Finci.

An der Arbeit mit den Kindern will man daher auf jeden Fall festhalten, selbst wenn das Interesse an Bosnien geringer wird und damit auch die Hilfeleistungen möglicherweise spärlicher fließen werden. Bei *La Benevolencia* macht man sich da keine Illusionen. Langfristiges Ziel ist deshalb, zumindest das Altenprojekt als Teil der staatlichen Fürsorge zu etablieren, um Mittel für die Jugendarbeit freizusetzen. Denn Ideen für eine Ausweitung der Versöhnungsarbeit gibt es genug.

Als ersten Schritt hatte der Jugendclub kroatische und muslimische Jugendliche aus der geteilten Stadt Mostar zur Ausstellungseröffnung nach Sarajevo eingeladen. Dort ist das Zusammensein von Kindern verschiedener Religionen, wie es im Klub *Mladih Prijatelji* selbstverständlich ist, noch längst nicht üblich.

Der Besuch aus Mostar ließ die Idee wachsen, einen gemeinsamen Ferientaufenthalt für die Kinder zu organisieren. Urlaubsreisen werden wohl für die meisten Familien noch lange Zeit ein Wunschtraum bleiben. Und ein Ferienlager, in dem kroatische, muslimische und jüdische Kinder zusammen spielen und zwei oder drei Wochen leben, kann wieder neue Grundlagen für eine Versöhnung legen. ■

Publik-Forum EXTRA

Sehnsucht ...

... wie ein Tropfen im Ozean

Gibt es Menschen, die keinerlei Sehnsucht in sich spüren?
Kaum vorzustellen. Irgendeine Sehnsucht, und sei sie auch noch so klein, unsehbar und undramatisch, regt sich in jedem menschlichen Herzen. Ohne Sehnsucht ist das Leben tot, lebt der Mensch nicht wirklich.
Die Sehnsucht gehört zum Leben, unverzichtbar. Wir Menschen sind von Grund auf Mängelwesen, und ohne Erfahrung des Mangels gibt es keine Sehnsucht.

In diesem Publik-Forum-Extra werden verschiedene Facetten der Sehnsucht beleuchtet.

Das Publik-Forum-Extra: »SEHNSUCHT - WIE EIN TROPFEN IM OZEAN«

hat 38 Seiten und kostet 12 DM;
ab 5 Exemplaren je 10 DM; ab 10
Exemplaren je 8 DM; Bestell-Nr.
2570; Bestellzettel auf Seite 26